

Christian Müller

Deutscher Widerstand in der Erinnerung

**Babette Stadie (Hg.):
Die Macht der Wahrheit.
Reinhold Schneiders
„Gedenkwort zum 20.
Juli“ in Reaktionen von
Hinterbliebenen des
Widerstandes.**

Lukas Verlag, Berlin 2008,
254 Seiten, 19,80 Euro.

**Gerhard Ringshausen:
Hans-Alexander von Voß.
Generalstabsoffizier im
Widerstand. 1907–1944,**
Lukas Verlag, Berlin 2008,
160 Seiten, 16,90 Euro.

**Konstanze von Schul-
thes: Nina Schenk
Gräfin von Stauffenberg.
Ein Porträt.** Pendo-Verlag,
Zürich und München 2008,
223 Seiten, 19,90 Euro.

Auch nach dem Untergang des Dritten Reiches und dem Höllensturz Adolf Hitlers galt noch lange Zeit allzu vielen Deutschen der gescheiterte Befreiungsversuch vom 20. Juli 1944 als eine schändliche Tat von Hoch- und Landesverrätern. Das Gift der nationalsozialistischen Propaganda sowie zugleich eine pervertierte

Tradition von untertäniger Staatsgläubigkeit und verabsolutierter Gehorsamspflicht wirkten auf verheerende Weise nach. Die wenigen Überlebenden des Staatsstreichunternehmens und die Familienangehörigen der Hitlers blutiger Rache zum Opfer gefallenen Verschwörer erfuhren keineswegs unmittelbar nach dem Ende der Schreckensherrschaft die ihnen in höchstem Maße gebührenden Zeichen der Dankbarkeit und Anerkennung. Vielmehr ging fast wie nach dem Ersten Weltkrieg der perfide Demagogenbegriff von einem „Dolchstoß“ um, den diese Männer und Frauen gegen Deutschland auszuführen versucht hätten.

Angesichts der heutigen staatlichen Heldenverehrung für die wenigen Aufrechten und Besten in Deutschlands dunkelster Epoche ist kaum mehr begreiflich, welchen Schmähungen und Verdächtigungen die kleine Schar der Tapferen sich in der ersten Nachkriegszeit

vielfach ausgesetzt sah vonseiten der Masse der einstigen Hitler-Anhänger und Mitläufer. Das für Menschenwürde, Freiheit und Recht gesetzte Fanal des 20. Juli erschien vielen als Ärgernis, konnte es doch auch als Vorwurf an Regimegläubigkeit, borniertem Kadavergehorsam und Tatenlosigkeit all jener aufgefasst werden, die zuweilen sogar wider bessere Einsicht dem Diktator bis in den Untergang gefolgt waren oder in Sorge ums eigene Überleben „weggeschaut“ hatten.

Andenken an Ausnahmemenschen

Theodor Heuss trat als einer der Ersten, noch lange bevor er dann zum ersten Bundespräsidenten erkoren wurde, mit einer ehrenvollen Würdigung von Geist und Tat des 20. Juli hervor; seine spätere Rede zum zehnten Jahrestag des Umsturzes setzte den bis heute gültigen Maßstab für die offizielle Anerkennung des Vermächtnisses des Widerstandes durch die

zweite deutsche Demokratie. Als eine Zeitzeugin, die vor allem über den im Widerstand umgekommenen Grafen Heinrich Lehndorff ganz am Rande der Verschwörung gestanden hatte und von deren Motivation aus eigener Anschauung berichten konnte, war auch früh Marion Gräfin Dönhoff an die Öffentlichkeit gelangt, um den hingerichteten Freunden ein ehrendes Andenken darzubringen und zugleich der in Schutt und Asche versunkenen Nation mit dem Hinweis auf vorbildliche Ausnahmemenschen wieder zu einem kleinen Hoffnungsschimmer zu verhelfen. Dass dann Gräfin Dönhoffs Darstellung des 20. Juli im Laufe der Jahrzehnte immer mehr zu einer Ehrenrettung des preußischen Adels und zu einer Überzeichnung von dessen Rolle im deutschen Widerstand geführt habe, ist nun immer häufiger als Einwand voller teilweise ressentimentgeladener Vorwürfe zu hören.

In der Tat schützte vor oder nach 1933 auch Adel nicht vor Torheit oder Schlimmerem. Wie jetzt Nachgeborene mit Schauern den Gotha mit der Mitgliederkartei der NSDAP abgleichen und sich über die große Anzahl „blaublütiger“ Prominenz in den braunen oder sogar schwarzen

Kohorten entsetzen, grenzt freilich an eine ziemlich unhistorische Naivität. Die Wiederentdeckung historischer Fakten mag ihren guten Teil zur Durchbrechung des schließlich allzu penetranten Adelsmythos à la Dönhoff beitragen, der im Übrigen den Verschwörern des 20. Juli selbst völlig deplatziert hätte erscheinen müssen. Dies ändert indes nichts an der Respekt erheischenden Tatsache, dass auch eine Minderheit der Aristokratie schließlich den Opfergang angetreten und mit ihrem Leben Zeugnis für das „andere Deutschland“ abgelegt hatte.

Wider das Vergessen

Anders als Heuss oder Gräfin Dönhoff ist Reinhold Schneider, der einstmals berühmte katholische Schriftsteller und Dichter aus dem deutschen Südwesten, als einer der ersten Kündler von Wesen und Beweggründen des 20. Juli völlig aus dem Bewusstsein der Gegenwart verschwunden. Sein *Gedenkwort zum 20. Juli* gehörte indes ebenfalls zu den wegbereiteten Veröffentlichungen der unmittelbaren Nachkriegszeit für ein besseres Verständnis der gescheiterten Selbstbefreiung der Deutschen. Der ursprünglich für eine nicht gehaltene Rede in Stuttgart ver-

fasste Text wurde 1946/47 veröffentlicht und fand großen Nachhall, von dem allerdings heute praktisch nichts mehr zu verspüren ist, obwohl die Schrift noch einmal drei Jahrzehnte darauf erneut publiziert wurde. Babette Stadie, die Leiterin des Reinhold-Schneider-Archivs der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe, hat nun den Versuch unternommen, Schneiders Schrift und zugleich seinen Text über *Die Toten des 20. Juli* von 1949 in Erinnerung zu rufen.

Unter dem Titel *Die Macht der Wahrheit* kommen jedoch vor allem unzählige Hinterbliebene der Männer des 20. Juli mit Briefen an Reinhold Schneider in Reaktion auf seine einfühlsame Ergründung und Darlegung von Motivation und Bedeutung des Attentats und Staatsstreichversuchs zu Wort.

Fünfzig Jahre nach dem Tod des Schriftstellers, der selbst nie im Widerstand war, wohl aber beispielsweise Helmuth James Graf von Moltke vom „Kreisauer Kreis“ begegnete, erstet so ein lebendiger Eindruck nicht nur von Schneiders Interpreten- und Kündlerrolle, sondern auch von dem durch seine Leistung hervorgebrachten Echo unter den Angehörigen der umgebrachten Widerstandskämpfer. Sie kargten alle

nicht mit Dankbarkeit und Lob für die bewundernswerte Intuition und Darstellung des Schriftstellers. Diese Zeugnisse von Leid und Trauer, aber auch von Genugtuung über die einsetzende historische Anerkennung nun mehr als zwei Generationen danach zu lesen stellt eine ergreifende Erfahrung dar. In einer breiten Einführung sucht der Mannheimer Zeithistoriker Peter Steinbach, unter anderem auch Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin, den Rahmen zu setzen mit einer Schilderung von Schneiders Werdegang, seiner in standfester Distanz zum Nationalsozialismus prekären Existenz unter der Diktatur und seines nach dem Krieg radikalen Pazifismus. Dessen Illusionen führte ihn auf Abwege, bis hin zur heftigen Ablehnung der Wiederbewaffnung und zu Veröffentlichungen im SED-Zentralorgan „Neues Deutschland“, was teilweise zum Entschwinden seines Nachruhms beigetragen haben dürfte.

Schuld versus Gewissen

Erstaunlicherweise bekannte Reinhold Schneider in seinem *Gedenkwort zum 20. Juli*, dass er Tyrannenmord weiterhin für nicht erlaubt halte. Zwar verschloss er sich keineswegs

der Not der Verschwörer auf ihrer verzweifelten Suche nach dem geeigneten Mittel, den Diktator zu stürzen und dem Unheil Einhalt zu gebieten. Der Attentäter und seine Weggefährten „mussten sich freimachen von Vorstellungen, die für heilig galten, die Tradition einer engen missverstandenen Vaterlandsliebe war gegen sie“, anerkannte auch Schneider. Doch wie er gleichwohl meinte, dass sie dennoch Schuld auf sich geladen hätten, weil auch Unschuldige durch das Attentat ums Leben kamen, ist im Blick darauf, dass es einen teuflischen Massenmörder zu beseitigen galt, nicht leicht nachzuvollziehen. Gewiss sprach auch Stauffenberg vom Attentat als der „schmutzigen Arbeit“ und von der Aussicht, vielleicht als „Verräter in die deutsche Geschichte einzugehen“. Doch hat er, der nicht zum Verräter vor seinem eigenen Gewissen werden wollte, deshalb wirklich Schuld auf sich geladen? Ein anderer Weg als der Tyrannenmord blieb ihm nicht; ohne seinen Versuch gäbe es auch nicht Reinhold Schneiders Gedenkwort.

Hin und her gerissen

„Viele unter ihnen hatten geholfen, den Mächtigen“, das heißt Hitler, „zu

stärken, ihn mit der fragwürdigen Gloriole seiner Siege zu schmücken; nun erhoben sie sich gegen ihn, gegen ihr eigenes Werk.“ An diese Worte Reinhold Schneiders wird gemahnt, wer die vom Theologen und Kirchenhistoriker Gerhard Ringhausen verfasste Biografie über Hans-Alexander von Voß, einen Generalstabs-offizier aus Tresckows Freundes- und Verschwörerkreis in der Heeresgruppe Mitte, liest. Fabian von Schlabrendorff hatte in *Offiziere gegen Hitler* bereits 1946 Voß als Vertrauten Tresckows erwähnt. Sein Name figurierte auch stets auf der Totentafel des 20. Juli. Dennoch fehlte bisher eine Lebensbeschreibung dieses Mannes, der einem stockkonservativen deutsch-nationalen Preußentum entstammte, Deutschlands Wiederaufschwung und Aufrüstung unter Hitler durchaus begrüßte und noch bis in den Zweiten Weltkrieg vom Wunsch nach einem deutschen Sieg und zugleich der zunehmend verspürten moralischen Pflicht zum Widerstand hin und her gerissen wurde.

Am Umsturzversuch vom 20. Juli war er nicht direkt beteiligt, und die Untersuchungsberichte der Gestapo nach dem Attentat erwähnten seinen

Namen nicht. Seine Mitwisserschaft, seine engen Freundschaftsbande zu vielen Verschwörern und zudem allerlei Konspirationsaktivität schon im Stab des Feldmarschalls von Witzleben im besetzten Frankreich bis zum Frühsommer 1942 hatten ihn in einer Weise exponiert, die ihn nach dem Scheitern des Attentats das Schlimmste befürchten ließ. Obwohl er bis fast zuletzt mit einer Wiederverwendung als Chef des Stabes eines Armeekorps im Westen rechnete, schied er dann in Befürchtung einer drohenden Verhaftung und Folterung, die in die Preisgabe der Namen von Mitverschwörern hätte münden können, am 8. November 1944 durch Freitod aus dem Leben. Bei der Überführung seines Leichnams standen Waffen-SS-Soldaten Ehrensparier, da sein Tod auf Belastung durch Fronterlebnisse zurückgeführt wurde und seine Mitwirkung an Umsturzplanungen den Nazischergen verborgen blieb.

Bloßer Anschein

Schweigen und die Kunst der Verstellung gehören zur Konspiration. Voß soll spätestens im Frühjahr 1944 mit seiner Frau, einer Tochter des Generals Joachim von Stülpnagel, verabredet haben, in

seinen Briefen bei politischen Äußerungen das Gegenteil seiner wahren Meinung zu schreiben. Im Hinblick darauf sowie auf die Notwendigkeit, Verdachtsmomente zu zerstreuen und Spuren zu verwischen, sind seine am 21. Juli 1944 brieflich niedergelegten „Empfindungen der Empörung“ über „dieses unvorstellbar teuflische Attentat“ zu lesen. Dennoch mutet es geradezu gespenstisch an, wie Voß nur fünf Tage nach dem Attentat als Begleiter des Feldmarschalls Model, des Oberbefehlshabers der unter der Sowjetoffensive zusammengebrochenen Heeresgruppe Mitte, in Hitlers ostpreußischem Hauptquartier zum Vortrag erscheinen muss und anschließend seiner Frau berichtete: „Der Führer ist frisch und gesund und im Vollbesitz seiner Kraft. Er erzählte uns genau den Hergang des Attentats.“ Und zwei Tage darauf nach einem neuen Besuch im Hauptquartier: „Es war wieder sehr interessant. Das Erfreulichste ist, dass beim Oberkommando der Wehrmacht eine feste und zuversichtliche Stimmung herrscht.“ Für unnachsichtige nachgeborene Interpreten und Hohepriester einer allein seligmachenden Aktengläubigkeit, denen schon eine Paraphie auf einer „Banden-

bekämpfung“-Meldung als Beweis aktiver Mitwirkung an den Verbrechen des Vernichtungsfeldzugs in Russland gilt, bieten solche Briefpassagen vielleicht ungeahnte Perspektiven zur weiteren Diskreditierung von Männern des 20. Juli.

Diesen verabscheuungswürdigen Irrweg beschreibt man nicht, wenn man umgekehrt nicht alles für bare Münze nimmt, was mündliche Überlieferungen, spätere Zeugenberichte oder auch sich bloß den Anschein historischer Information gebende Spekulationen als feststehende Tatsachen vermitteln möchten. Der Schleier über der wahren Rolle und Bedeutung des Oberstleutnants von Voß, der mit sechsunddreißig Jahren aus dem Leben schied und weitgehend dem Vergessen anheimfiel, erscheint auch nach dieser Biografie noch ziemlich dicht. Dass im Stabe Witzlebens, wo beispielsweise auch der nach dem 20. Juli hingerichtete Ulrich-Wilhelm Graf von Schwerin-Schwanefeld diente, allerlei regimekritische Meinungen vertreten und dann auch Erwägungen über einen Staatsstreich angestellt wurden, steht außer Frage. Dass dies aber auch bereits ein geplantes Attentat auf Hitler einschloss und

zudem Voß sich im November 1941, als er Abschiedsbriefe an seine Frau und seine Kinder verfasste, zu dessen Ausführung bereit erklärt haben soll, ist auch eine von Ringshausen keineswegs als unzweifelhaft überlieferte Version.

Dass wie viele anderen späteren Verschwörer auch Voß schon im Polenfeldzug über Massenverbrechen an polnischen Intellektuellen und Juden entsetzt und erschüttert war, vermag man hingegen als durchaus glaubwürdigen Hinweis aufzunehmen. Die Zugehörigkeit zu einem „Kreis aktiven Widerstands“ schon Ende 1940 in Witzlebens Stab erscheint jedoch vor allem deshalb nicht zufriedenstellend verbürgt, weil Zweifel daran nur schwer zu entkräften sind, ob damalige oppositionelle Auffassungen und Bestrebungen in Witzlebens Umgebung mit der Bezeichnung als aktiver Widerstand eine zutreffende Einschätzung erfahren. Zusammen mit dem Adjutanten des Feldmarschalls von Rundstedt, des Nachfolgers von Witzleben im Frühjahr 1942, habe sich Voß an „erneuten Attentatsplanungen“ beteiligt, schreibt Ringshausen, bevor er dann mit überraschender Leichtigkeit

Der deutsche Offizier und spätere Widerstandskämpfer Claus Graf Schenk von Stauffenberg im Jahr 1940 mit seinen Kindern Berthold, Franz-Ludwig und Haimeran. Nach dem von ihm durchgeführten gescheiterten Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 wurde er am 10. August 1944 standrechtlich erschossen.

© picture-alliance/dpa, Foto: dpa



diese Aussage durch den Zusatz relativiert: „Aber vielleicht waren es auch nur Gespräche, zumal Rundstedt sich nicht auf das Werben der Widerstandskämpfer einließ.“ Rundstedt machte zwar nie ein Hehl aus seiner Geringschätzung des „größten Feldherrn aller Zeiten“, stand ihm jedoch bis zum bitteren Ende stets stramm und gehorsamst zur Verfügung, wann immer Hitler auf den von ihm mehrmals seines Kommandos enthobenen Heerführer zurückzugreifen beliebte. Gespräche, Gespräche

und nochmals Gespräche – dazu gehörte auch eines von Voß mit dem Generalstabschef Halder, der nach dem Krieg seine eigene Rolle schönmodellerte. Voß gelangte schließlich im Februar 1943 in den Stab der Heeresgruppe Mitte unter die Fittiche Tresckows, der sich gerade zum ersten ernsthaften Attentatsversuch der Offiziersverschwörung anschickte. Freundschaft und Zusammenarbeit mit Henning von Tresckow legen Zeugnis ab für das heimliche Wirken des Oberstleutnants von Voß, auch wenn viele

Spuren von dessen Lebensweg verschüttet erscheinen oder noch immer Rätsel aufgeben.

Die Frauen der Verschwörer

Den Toten des 20. Juli werde man nicht gerecht, schrieb einst Reinhold Schneider in seinem Gedenkwort, „ohne ein Wort zu sagen von den Frauen, die mit ihnen geduldet, die an ihrer Seite die Last dieser Jahre getragen haben“. Der Aufforderung des Schriftstellers, „die Opfertaten der Frauen“ der Verschwörer niemals zu vergessen, kommt das rasch auf die Bestsellerlisten gelangte Buch über Nina Schenk Gräfin von Stauffenberg, die Frau des Attentäters und Anführers der Staatsstreichoperation, nach. Vorgelegt von der erst nach dem Tod ihres Vaters geborenen jüngsten Tochter, Konstanze von Schulthess, zeichnet es ein packendes Porträt dieser unerschütterlichen Frau, die ihrem Mann bei seinem Unternehmen zum Sturz Hitlers den Rücken freihielt, in Kenntnis der Verschwörung, wenn auch nicht der Details der Attentatsplanung, und hernach gegenüber den Häschern des Regimes die „Naive am Herde“ mimte, um für die fünf Kinder, deren letztes sie in Gefangenschaft zur Welt

brachte, am Leben zu bleiben, wie sie es mit ihrem Mann vereinbart hatte.

„Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass man höchstens eine Woche ‚auf der Palme‘ sitzt. Dann kommt man von selber wieder herunter.“ Solches hatte die Gräfin Stauffenberg vor langer Zeit bereits einmal in unveröffentlichten Familienerinnerungen als eine ihrer bewusst nüchternen und zugleich humorvollen Lebensweisheiten festgehalten. Unter Hinzuziehung dieser Erinnerungen, eines vor geraumer Zeit schon in einem anderen Buch veröffentlichten Interviews, vieler Dokumente der Familie und unzähliger ihr von der Mutter mündlich überlieferter Berichte und Schilderungen lässt Konstanze von Schulthess ein Porträt Gestalt annehmen, welches das ebenso unverwüstliche wie unbestechliche Wesen, Lachen, trockenen Spott und Selbstironie der Gräfin Stauffenberg lebendig in Erinnerung ruft. Der Leidensweg der drei Tage nach dem Attentat in Sippenhaft genommenen dreißigjährigen Witwe, ihre Odyssee durch Hitlers Kerker- und KZ-Reich bis zum Kriegsende, die Verschleppung der Kinder und deren Zwangseinweisung in eine staatliche Heim-

anstalt unter Verbot des weiteren Tragens des Familiennamens – all dies geschah unter Himmlers Anweisung: „Die Familie Stauffenberg wird ausgelöscht bis ins letzte Glied.“

Als die vor zwei Jahren im Alter von zweiundneunzig Jahren verstorbene Gräfin Stauffenberg die Vollendung ihres neunten Lebensjahrzehnts feiern konnte, versammelte sie dreiundvierzig Nachkommen um sich, und der Familienname war längst im Sinne Shakespeares ein *household word* der deutschen Geschichte. Daran hatte diese ebenso starke wie bescheidene Frau, die zwei Drittel ihres Lebens als Witwe verbrachte, ohne jemals zu verzagen, und die fünf Kinder alleine in bewundernswerter Lebensfreude und Würde großzog, entscheidenden Anteil. Stets legte sie Zeugnis ab von Geist und Tat ihres Mannes, unermüdlich und mit einer Gabe der Erzählung, welche die Vergangenheit durch eine Unzahl plastischer Anekdoten wie von Zauberhand zurückholte. Wie ein Füllhorn schüttet davon nun dieses Buch unzählige Kostproben aus. Das Lebensbild dieser außergewöhnlichen Frau und ihres ergreifenden Schicksals ermahnt zu Hochachtung und Dankbarkeit.